

Rezensionen

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Theologische Zeitschrift**

Band (Jahr): **15 (1959)**

Heft 4

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

Rezensionen.

G. E. Wright und **F. V. Filson**, *The Westminster Historical Atlas to the Bible*.

Introd. by W. F. Albright. 2. Aufl. Philadelphia, The Westminster Press, 1956. 130 S. \$7.50.

Die zweite Auflage des vorliegenden, gänzlich durchgesehenen und überarbeiteten Atlas, der schon als ein Standardwerk der Bibelwissenschaft gelten darf, ist äußerlich auf jeder Seite um einen Zoll kleiner, dafür aber um 16 Seiten stärker geworden. Die Landkarten aber, deren Qualität und Vielzahl man nicht genügend loben kann und die erheblich zum Erfolg der 1. Auflage und der verschiedenen Neudrucke beigetragen haben, sind gleich groß geblieben und in vielem dem neuesten Stand der Wissenschaft (1955) angepaßt. Sie sind auch im Wandformat erhältlich und werden als solche gute Dienste in den theologischen Seminaren und überall für den Religionsunterricht leisten.

Man könnte hier natürlich einiges bemerken. So z. B. gibt es auf S. 26 der beiden Auflagen und auf Landkarte X eine Identifikation des Tales Siddim mit der südlichen Seite des Toten Meeres, die aber auf S. 69 und in anderen Werken Wrights nur als «sehr wahrscheinlich» dargestellt wird¹, so daß auch das darauf folgende Datum nur «ganz versuchsweise» festgelegt wird.²

In der Landnahmefrage wird die Sache für den Alttestamentler besonders interessant. Bekanntlich hat sich Albright schon seit 1939³ stark gegen die Ergebnisse der Studien Alts und Möhlenbrinks über die Landnahme geäußert⁴, worin sich bald seine Schüler, unter anderen Wright, ihm anschlossen. Auf der Seite Alts stand dagegen Noth.⁵ Es ist gar nicht erstaunlich, daß hier im Bibelatlas die Behandlung der Landnahme nach den Thesen Albrights wieder in den Vordergrund gerückt ist: sind doch in den letzten Jahren die Ergebnisse der archäologischen Ausgrabungen in großer Fülle veröffentlicht und meistens in einer konservativen Richtung von der Amerikanischen Orienteschule gedeutet worden. Sie lassen sich, so wie sie sich im Atlas finden, in den folgenden Sätzen kurz zusammenfassen (S. 39 ff.): Zwei Tatsachen ergeben sich aus den Funden der letzten Jahre. 1. Im 13. Jahrhundert gab es «eine größere und gewaltige Störung», welche viele kananäische Stadtstaaten auslöschte, wodurch die lokale Obrigkeit

¹ G. E. Wright, *Biblical Archaeology* (1957), S. 50.

² Wright (Anm. 1), ebd., Anm. 5.

³ W. F. Albright, *Bull. Am. Sch. Or. Res.* 74 (1939), S. 11 ff.; *From the Stone Age to Christianity*² (1957), S. 274 ff. (deutsche Ausgabe S. 273).

⁴ A. Alt, *Die Landnahme der Israeliten in Palästina* (1925), = *Kl. Schr.* 1 (1953), S. 89 ff.; *Erwägungen über die Landnahme der Israeliten in Palästina* (1939), = *Kl. Schr.* I, S. 126 ff.; *Josua* (1936), = *Kl. Schr.* I, S. 176 ff.; K. Möhlenbrink, *Zeitschr. altt. Wiss.* 56 (1938), S. 238 ff.

⁵ M. Noth, *Geschichte Israels*²⁻³ (1955), S. 67 ff.; *Hat die Bibel doch recht?: Festschrift Günther Dehn* (1957), S. 11 ff.; und, für alle Einzelheiten, sein Kommentar zu *Josua*² (1953).

derart geschwächt wurde, daß die Stämme sich «in der Hügellandschaft» ansiedeln konnten; 2. im 12. Jahrhundert, also in der Richterzeit, weisen alle bis jetzt ausgegrabenen Ortschaften 1- bis 4malige Zerstörungen auf, was auf einen jahrhundertelangen verbissenen Kampf schließen läßt, währenddessen die nur wenig spätere Einwanderung der Philister die Lage noch mehr komplizierte. Das Ende dieses Kampfes brachte die meisten Städte, mit Ausnahme von Megiddo und Jerusalem, in die Hand der Israeliten.

Wie verhält es sich nun mit den Thesen Alts und Noths? Ich erlaube mir, sie kurz zusammenzufassen, wobei es natürlich nicht an gewissen Vereinfachungen fehlen wird. Nach Alt, dem Noth folgt, vollzog sich die Landnahme im Rahmen eines am Rande des Kulturlandes ziemlich häufig vorkommenden Seßhaftwerdens halbnomadischer Stämme, die sich erst in den schwachbesiedelten Berglandschaften niederließen, ohne daß die Städte oder die Ebenen erobert werden konnten. Hierin unterscheidet sich die israelitische Landnahme stark von der der Philister und ihrer Verbündeten; damit wollen natürlich nicht jegliche Kampfhandlungen von vornherein ausgeschlossen sein, doch diese bildeten eher eine Ausnahme als die Regel⁶ und fanden, wenn überhaupt, dann hauptsächlich in den Grenzgebieten statt. Ferner handelten die Stämme nicht unter einheitlicher Führung, sondern nur einzeln oder in kleinen Verbänden; die einheitliche Führung unter Josua ist eine spätere Übertragung auf ganz Israel von seiten der elohistisch-deuteronomistischen Geschichtsschreibung, eines dem Orte und der Schlacht von Gibeon zugehörigen Helden; die Landnahme im Gebiete Benjamins, die man leicht durch seine vielen Ätiologien von Jos. 11—12 unterscheiden kann, nimmt dabei den Hauptplatz ein. Wenn man also genau zusieht, stimmen Albright-Wright und Alt-Noth im Folgenden überein:

1. Die Landnahme war nicht ein Werk ganz Israels (man begreift jedoch nicht, warum dann die einheitliche Führung unter Josua vom Atlas angenommen wird).

2. Die Stämme ließen sich zuerst in den schwachbesiedelten Berglandschaften nieder (Alt-Noth: als Folge eines Weidewechselprozesses, Wright: weil durch kriegerische Handlungen die dortige Obrigkeit geschwächt worden war).

Aber die Diskussion⁷ entfaltet sich also erst recht darüber, ob die in den Büchern Josua und Richter vertretene Auffassung eines kriegerischen Verlaufs der Landnahme den neuen wissenschaftlichen Ergebnissen entspricht. Wright behauptet dazu: die von der Archäologie aufgefundenen Zerstörungen hängen eng mit der Landnahme zusammen; Alt und Noth verlangen gerade hierzu den Beweis. So stellt Alt dies folgendermaßen dar:⁸ «Nicht jede Zerstörung, die einem kananäischen Ort im Zeitalter der Landnahme widerfuhr, braucht die Folge einer Eroberung, und nicht jede Eroberung das Werk von Israeliten zu sein», wozu er eine Reihe anderer

⁶ Noth (A. 5), Festschr. Dehn, S. 11.

⁷ Vgl. G. E. Wright, *Archaeology and Old Testament Studies: Journ. of Bibl. Lit.* 77 (1958), S. 47.

⁸ Alt (A. 4), *Erwägungen*, S. 42 ff., = *Kl. Schr.* 1, S. 156 f.

Ursachen aufzählt. Aber auch Noth im oben genannten Aufsatz⁹ kann feststellen, «daß der Bruch zwischen Spätbronzezeit und Früheisenzeit sich an Ausgrabungsplätzen in Syrien-Palästina auch sonst zeigt, wo ein Zusammenhang mit der israelitischen Landnahme nicht in Frage kommt, daß er also auf einem Gesamtwechsel in der Landeskultur beruht»; dafür sei es doch wahrscheinlicher, daß jene Zerstörungen auf Kämpfe der Städte untereinander und, um 1200, auf das Auftreten der Seevölker zurückzuführen seien.¹⁰

Nun kann man sich dem Eindruck nicht entziehen, daß Wright weder im Atlas noch in seiner Archäologie diesen Beweis erbracht hat. Damit will ich mich gar nicht für oder gegen die Möglichkeit oder sogar die große Wahrscheinlichkeit der Identität jener Zerstörungen und der israelitischen Landnahme entscheiden. Nur glaube ich, daß man, wenn man alle Faktoren recht abwägt, nicht ohne weiteres von den archäologischen Funden aus die Glaubwürdigkeit der biblischen Tradition behaupten kann. Man beachte z. B. die Probleme, die an Jericho, Ai und Bethel haften, die ich hier nicht einzeln behandeln kann.¹¹ Die Lage im Norden und im Süden mag gewiß verschieden gewesen sein, und Fälle wie z. B. den von Hazor kann es natürlich mehrere geben. Andererseits ist Noth bereit, für Ortschaften, die besonders abgelegen sind, die Möglichkeit einer Bezwingung mit Waffengewalt zuzugeben.¹² Doch befinden wir uns überhaupt im Bereiche der Möglichkeiten.

Der Beweis, daß die Störungen im 13. und 12. Jahrhundert durch die israelitische Landnahme verursacht seien, scheint mir somit auf historischem Boden noch nicht erbracht. Unter ihren möglichen Gründen sollte man bestimmt auch die Landnahme nennen, aber die Kämpfe anderer Völker können vorläufig nicht als ausgeschlossen gelten.

In den Zusammenhang der Landnahme fügte sich auch die in den biblischen Berichten nicht erwähnte Eroberung des Zentrums Palästinas um Schechem ein, wo sich die Josephstämme ansiedelten. Im Atlas wird sie durch die Möglichkeit erklärt, daß die Gegend schon vorher von Israeliten, die nicht nach Ägypten gezogen waren, besiedelt war, so daß sich jeder Kampf erübrigte und ein Bündnis mit den schon ansässigen Stämmen genügte.

Wie nun auch die Diskussion über die Landnahme weitergehen wird, so bleibt dieser Atlas ein Standardwerk, dessen 2. Auflage wir den verdienten Erfolg, der schon seiner ersten beschieden war, wünschen.

Buenos Aires.

J. Alberto Soggin.

Gerhard von Rad, *Gesammelte Studien zum Alten Testament*. = Theologische Bücherei, 8. München, Chr. Kaiser Verlag, 1958. 312 S.

Als sehr willkommene Ergänzung zu seiner «Theologie des Alten Testaments» (1, 1958) sind in einem Sammelband fünfzehn frühere Arbeiten

⁹ Noth (A. 5), Festschr. Dehn, S. 7 ff., bes. S. 10 ff.

¹⁰ Noth (A. 5), Geschichte, S. 80.

¹¹ Noth (A. 5), Festschr. Dehn, S. 13 ff.

¹² Alt (A. 4), Erwägungen, S. 18 f., = Kl. Schr. 1, S. 135; Noth (A. 5), Geschichte, S. 137 ff.; Festschr. Dehn, S. 15.

G. von Rads neu abgedruckt worden. Sie stammen aus den Jahren 1931 bis 1955 und sind bis auf wenige bibliographische Zusätze unverändert gelassen. Wenn auch der Verf. deshalb im Blick auf die in den vergangenen Jahrzehnten gemachten Fortschritte in der alttestamentlichen Wissenschaft um ein «geschichtliches Verständnis des vorliegenden Bandes» bittet, so wirken doch auch die älteren der hier abgedruckten Arbeiten noch so frisch und unmittelbar anregend, daß man sich nur freuen kann, die weit verstreuten und teilweise schwer erhältlichen Aufsätze in einer praktischen Sammelausgabe in die Hand zu bekommen.

Den größten Raum beansprucht die bahnbrechende Arbeit über «Das formgeschichtliche Problem des Hexateuch(s)» (1938). Ebenfalls über Hexateuchprobleme handeln «Verheißenes Land und Jahwes Land im Hexateuch» (1943), «Es ist noch eine Ruhe vorhanden dem Volke Gottes» (1933), «Zelt und Lade» (1931), «Die Anrechnung des Glaubens zur Gerechtigkeit» (1951) und «Das theologische Problem des alttestamentlichen Schöpfungsglaubens» (1936). Es folgen Arbeiten zu den historischen Büchern: «Der Anfang der Geschichtsschreibung im alten Israel» (1944), «Die deuteronomistische Geschichtstheologie in den Königsbüchern» (1947), «Das jüdische Königsritual» (1947). Speziell mit prophetischen Texten beschäftigt sich nur «Die Stadt auf dem Berge» (1948/49). Schließlich sind noch Arbeiten zum dritten Teil des alttestamentlichen Kanons zu nennen: «Gerechtigkeit' und 'Leben' in der Kultsprache der Psalmen» (1950), «Die levitische Predigt in den Büchern der Chronik» (1934), «Hiob 38 und die altägyptische Weisheit» (1955) und «Josephsgeschichte und ältere Chokma» (1953). Den Schluß bildet «Die Vorgeschichte der Gattung von 1. Kor. 13, 4—7».

Basel.

Ernst Jenni.

F. A. W. van 't Land und **A. S. van der Woude**, *De Habakuk-rol van 'Ain Fašha. Tekst en vertaling*. Voorwoord van Th. C. Vriezen. Assen, Van Gorcum, 1954. Ohne Paginierung. Fl. 1.90.

Zwei jungen holländischen Gelehrten verdanken wir dieses Bändchen, das sich mit Nutzen in die schon unübersehbare Qumrânliteratur einreihet. Die Herausgeber folgen hauptsächlich dem Text von Millar Burrows, dessen Übersetzung sie sich meistens auch zu eigen machen. Nur einige Male (z. B. zu I, 2 und 8; II, 1; IV, 1 und 8; V, 12; VII, 16) haben sie den Text ein wenig anders gelesen, was aber nur in wenigen Fällen zu einer gründlich verschiedenen Übersetzung führt, da der Text an einigen der genannten Orte so verfallen ist, daß man überhaupt nur mit Konjekturen arbeiten kann. Der Kommentar erfüllt seine Aufgabe gut.

Buenos Aires.

J. Alberto Soggin.

Werner Förster, *Neutestamentliche Zeitgeschichte*. 1. Das Judentum Palästinas zur Zeit Jesu und der Apostel. 3., neubearb. Aufl. 2. Das römische Weltreich zur Zeit des Neuen Testaments. = Die urchristliche Botschaft, hrsg. von O. Schmitz, 26, 1—2. Hamburg, Furche-Verlag, 1959; 1956. 255; 295 S. DM 12.80; 12.80.

Dies ist eine anschaulich geschriebene, leicht zugängliche und doch sehr inhaltsreiche Übersicht der neutestamentlichen Kulturwelt.

Im ersten Halbband schildert der Verfasser (Professor in Münster, Westfalen) zunächst in kurzen Zügen die Geschichte der Juden Palästinas vom babylonischen Exil bis zu den Niederlagen 70 und 135 n. Chr. Dann konzentriert er die Aufmerksamkeit auf Palästina zur Zeit Jesu und behandelt in verschiedenen Paragraphen die politischen, sozialen, kulturellen und wirtschaftlichen Verhältnisse sowie die religiösen Überzeugungen der Juden dieses Zeitraums. Der zweite Halbband beginnt entsprechenderweise mit einer Übersicht der damaligen Weltbeherrscher von Cyrus bis Domitian. Wieder begrenzt der Verfasser dann die Aufmerksamkeit auf das erste christliche Jahrhundert und beschäftigt sich in Einzelabschnitten mit den politischen, sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnissen sowie mit den religiösen und philosophischen Vorstellungen im Römerreich dieser Zeit. Darauf folgen noch einige Seiten über die Stellung der Juden im Römerreich.

Es ist für den Leser im allgemeinen gewiß ein Vorteil, daß Förster die Schilderung auf die Zeit Jesu und der Apostel konzentriert hat. Dadurch kann man wirklich sehen, vor welchen Problemen der Meister und seine Jünger standen. Wer andererseits näheren Aufschluß darüber sucht, was in der Zeit zwischen den Testamenten geschehen ist, der wird das jeden Band einleitende Kapitel ein bißchen knapp finden. Auch führt die überwiegend statische Art der Darstellung mit sich, daß der Leser die wichtigsten internen Ereignisse des Neuen Testaments, wie die Erscheinung Jesu, die Stephanus-Verfolgung usw., auf die zeitgeschichtlichen Umstände nicht richtig zu beziehen lernt. Doch ist die Schilderung nie langweilig, sondern immer lebendig und mit illustrativen Beispielen versehen. In der 3. Auflage des ersten Bandes werden die Qumranfunde berücksichtigt. Die Arbeit ist als Einführung in die Umgebung des Neuen Testaments sehr zu empfehlen.

Basel.

Bo Reicke.

Wilhelm Wilkens, *Die Entstehungsgeschichte des vierten Evangeliums*. Zollikon, Evangelischer Verlag, 1958. 178 S.

Nachdem bereits vor ein paar Jahren durch eine Untersuchung von B. Noack die johanneische Tradition erneut zur Diskussion gestellt worden war, erscheint nun wieder ein Werk, das sich mit dem Ursprung des Johannesevangeliums beschäftigt. Der Verfasser sucht die Frage nach der Entstehung des vierten Evangeliums zu lösen, indem er allein von der literarischen Seite her an das Problem herangeht. Er rechnet damit, daß ein ursprüngliches *Grundevangelium* unter der Hand ein und desselben Verfassers durch spätere Beifügung von Redepartien erweitert und schließlich durch Ergänzungen und Neugliederungen in das heutige Johannesevangelium verwandelt wurde. Damit feiert Wellhausens Grundschriftenhypothese ihre Auferstehung, allerdings in anderer Durchführung: «Der Evangelist selber hat einen ursprünglichen Wurf seines Evangeliums nach und nach erweitert» (S. 7).

Die ganze Arbeit gliedert sich in vier Teile. Im ersten Teil (S. 1—31) wird nach einem kurzen Überblick über die Geschichte der Literarkritik aufgezeigt, daß im heutigen Evangelium ein sog. Passarahmen angetroffen

wird (dreimaliger Zug Jesu zum Passa mit Beziehungen zu Tempelreinigung, Salbung und Abendmahlszeugnis), der ohne weiteres aus dem Ganzen herausgelöst werden kann. Der zweite Teil (S. 32—93) dient dann zur Darstellung des postulierten Grundevangeliums. Dieses könnte man als Zeichen-evangelium charakterisieren. Es setzt sich zusammen aus den sieben Zeichen, die Jesus tut (vier in Galiläa: Wasser in Wein, Sohn des Königischen, Speisung, Seewandel; drei in Jerusalem: Lahmer, Blindgeborener, Lazarus), aus dem Zeichen, das Jesus selbst ist (Tempelreinigung, Salbung, Abendmahlszeugnis), und aus der eigentlichen Passions- und Ostergeschichte, die Jesus als den wahren König Israels zeigen will. Abschluß des Grundevangeliums bildet Kap. 20, 31, womit zugleich der antidoketische Charakter des Ganzen nochmals betont wird. Als Höhepunkt erscheint der Ruf Jesu am Kreuz 'es ist vollbracht'. Der dritte Teil (S. 94—122) will darstellen, wie der Evangelist sein Grundevangelium, das Erzählstoffe darbot, durch Redenkomplexe erweiterte. Dieser Vorgang würde dem Übergang von Markus zu Matthäus entsprechen (S. 95). Die schließliche Umgestaltung zum heutigen Passionsevangelium bildet endlich den Inhalt des vierten Teiles (S. 123—172). Aus antidoketischem Interesse hat der Evangelist sein bisheriges Werk total neu gegliedert (und bereichert), indem er den bereits im ersten Teil erwähnten Passarahmen anwendet. Die dort genannten Perikopen werden anders eingeordnet und sind nun nicht mehr historisch, sondern kerygmatisch relevant. Jesus ist das Passalam, und «das ganze Werk Jesu . . . wird in die Passionsgeschichte hineingenommen» (S. 171).

Die ganze Theorie des Verfassers ist eine Hypothese, deren Wert man nach dem, was sie zu leisten vermag, beurteilen muß. Tatsächlich finden überraschend viele Schwierigkeiten auf einfache Art und Weise ihre Erklärung. Doch sollen die Mängel nicht verschwiegen werden. Eine gewisse Inkonsequenz in bezug auf die Theorie des Verfassers bedeutet es, wenn am Schluß behauptet wird, daß der 4. Evangelist (= der Jünger Johannes) sein Evangelium nicht selbst habe fertigstellen können, sondern daß es von seinem Schülerkreis «nach seinem Tode in Umlauf gesetzt worden sei» (S. 166). Soll damit etwa die Frage einer fremden Redaktion doch wieder offengelassen werden? Die größte Schwierigkeit liegt meines Erachtens aber beim Übergang vom 3. zum 4. Teil. Warum wurde der Evangelist zu einer so weitgehenden Neugliederung genötigt? Auf diese Frage kann der Verfasser keine befriedigende Antwort geben, weil seine Methode eine rein literarische ist und auch bewußt sein will. Hier müßten aber rein theologische Argumente ausschlaggebend sein. Es müßte hier auch das Verhältnis zur Gnosis ausführlich zur Sprache kommen. Denn nur mit dem Kampf gegen den Dokerismus läßt sich eine solch tiefgreifende Umgestaltung schwerlich begründen, da ja schon das Grundevangelium nach Ansicht des Verfassers antidoketisch geprägt war (S. 90 f.) und auch Jesus dort schon als Passalam gesehen wurde (S. 124).

Die Arbeit des Verfassers, die als Basler Dissertation geschrieben wurde, zeichnet sich aus durch eingehende Textuntersuchungen und interessante, wertvolle Beobachtungen sprachlicher und exegetischer Art zu den einzelnen Perikopen. Diese werden sicher unabhängig von der Aufnahme

der speziellen Theorie des Verfassers ihren bleibenden Wert behalten, und gerne wird man jeweilen das Buch in diesem Sinn zu Rate ziehen. Man bedauert nur, daß einem das Nachschlagen der verstreut behandelten Perikopen nicht durch ein Bibelstellenverzeichnis erleichtert wird.

Diegten, Kt. Baselland.

Heinrich Baltensweiler.

Walter Lüthi, *Die Apostelgeschichte, ausgelegt für die Gemeinde*. Basel, Friedrich Reinhardt AG., 1958. 402 S. Fr. 10.90.

Lüthi legt mit diesem Buch keinen wissenschaftlichen Kommentar zur Apostelgeschichte vor. Vielmehr handelt es sich um Gemeindepredigten, die im Laufe von drei Jahren gehalten wurden. Der Gemeinde mit dem gepredigten Wort zu dienen, ist die Aufgabe dieses Buches. Lüthi weiß darum, daß die Predigt «das Erste und Entscheidende» ist, was seit dem Anfang der Kirche geschehen darf und geschieht. Und er meint damit «nicht Predigt-kunst oder gar Rhetorik, Kanzelrednerei», sondern die Predigt in der Vollmacht Heiligen Geistes. Die Predigt ist das «Instrument der göttlichen Weltrevolution», die unter der Gegenwart Jesu Christi bei uns zur Durchsetzung gelangen möchte. «Revolution» ist ein Hauptstichwort des ganzen Buches. Und in der Tat, Lüthi's Predigten sind von revolutionärer Kraft.

Das Entstehen der christlichen Kirche zu Pfingsten und ihre Missionskraft wird bezeugt als das Geheimnis und das Wunder des Heiligen Geistes. Aber so wahr Jesus Christus als der auferstandene Herr lebt und der Heilige Geist nicht der Vergangenheit angehört, gilt die revolutionierende Botschaft des Evangeliums gerade auch der heutigen Welt, unserem «einst christlich gewesenen Abendland». Und so wird die moderne Welt in den mannigfachen Äußerungen ihres Lebens in die Predigt Lüthi's einbezogen und somit unter den Zuspruch und Anspruch des Evangeliums gestellt. Dadurch erhalten diese Predigten eine ungemein hohe Aktualität.

Wo die Weltrevolution Gottes durchbricht, da kommt es freilich zur Scheidung. Israel spaltet sich von der Kirche ab, indem es die Christusbotschaft von sich weist. Mit Nachdruck wird aber betont, daß gerade diesem Volk ungebrochen die Treue Gottes gilt, der Israel nicht verloren sein läßt. Und nur wer wie Lüthi um dieses Geheimnis der Treue Gottes weiß, wird die rechte Vollmacht haben, auch unserer modernen und gottentfremdeten Welt die Christusbotschaft zu bezeugen.

Die Sprache Lüthi's ist ungezwungen, natürlich, frisch und anpackend. Die Begrifflichkeit aus den verschiedensten Sparten des Lebens muß dazu dienen, die biblischen Sachverhalte zu umschreiben und dem heutigen Menschen nahezubringen. Eine Menge von Vergleichen und Beispielen dient dem gleichen Ziel. Der historische Hintergrund eines Abschnitts wird nicht selten, sofern dies der Auslegung förderlich ist, mit Sorgfalt und viel Geschick lebendig gezeichnet, so daß der Text auch auf diese Weise Fleisch und Blut gewinnt. Man begegnet überhaupt keiner Seite, die angefüllt wäre mit Allgemeinplätzen und theologischen Abstraktionen. Man darf daher bei Lüthi in jeder Beziehung dankbar in die Schule gehen.

Lienen, Westfalen.

Wilhelm Wilkens.

Joachim Jeremias, *Die Kindertaufe in den ersten vier Jahrhunderten*. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1958. 127 S. DM 13.50.

Zum gleichen Fragengebiet hat sich Jeremias schon 1938 geäußert in seiner Schrift «Hat die älteste Christenheit die Kindertaufe geübt?» (2. Auflage 1949). Aus dieser früheren Schrift ist die vorliegende «hervorgegangen» (S. 7). So reizvoll es sein möchte, beide Arbeiten zu vergleichen, besonders auch hinsichtlich der dabei zu beobachtenden Nuancierungen oder gar Wandlungen (solche waren schon zwischen den beiden Auflagen der älteren Schrift festzustellen), so soll diese Anzeige doch allein der jetzigen, erheblich umfangreicheren, auch zeitlich weiter ausgreifenden Arbeit gelten.

Auf S. 11–22 geht ein Abschnitt «Die Quellen» voran, in dem die im Folgenden verwerteten Quellen chronologisch geordnet aufgezählt werden. Besonders wertvoll sind hierbei die bibliographischen Angaben, die zum Teil beträchtlichen Umfang haben (so S. 14–18 über die Kirchenordnung Hippolyts). Die beiden ersten Kapitel gelten der neutestamentlichen Zeit. Kap. I behandelt «die Taufe von Kindern beim Übertritt der Eltern» (S. 23–50), wobei aus der «Oikos-Formel» (S. 23 ff.; Weiterführung der Beobachtungen Stauffers), aus der «Taufsolidarität der Familie» (S. 27; Anschluß an Cullmann), ferner vor allem aus der Analogie mit dem bei der jüdischen Proselytentaufe Üblichen (S. 28–47; der längste Abschnitt der Arbeit) geschlossen wird, daß die Urkirche von Anfang an Kinder jeden Alters beim Übertritt der Eltern mitgetauft haben dürfte. Zur gegenteiligen Feststellung gelangt Kap. II mit Bezug auf «die Taufe von in christlicher Ehe geborenen Kindern» (S. 51–68), wenigstens für die älteste Zeit, in der man in diesen Fällen «Taufverzicht» geübt habe. Der bald einsetzende «Wandel der Praxis» (S. 57–61) wird mit Hilfe von Mark. 10, 13–16 Par. (S. 61 ff.) auf «etwa zwischen 60 und 70 n. Chr.» (S. 68) festgelegt. Kap. III stellt «die Entwicklung bis zum Ende des 3. Jahrhunderts» dar, vorweg (S. 69–81) die im Osten (Kleinasien, Ägypten, Palästina, Syrien), dann (S. 82–101) die im Westen (Griechenland, Italien und Gallien, Afrika). Eindrücklich zeigt sich hierbei die Einheitlichkeit des Gesamtbildes, was die Verbreitung der Kindertaufe, und zwar als Säuglingstaufe, betrifft, sowie das völlige Fehlen jeglichen Taufaufschubs. Dieses Problem meldete sich vielmehr erst im 4. Jahrhundert; seiner Entwicklung ist Kap. IV «Die Krise und ihre Überwindung» (S. 102–114) gewidmet. Das kurze Kap. V «Schluß» (S. 115) rundet ab.

Hatte schon die eingangs erwähnte frühere Schrift mit Recht viel Beachtung gefunden, so ist das gleiche auch für diese neue Veröffentlichung zu erwarten. Das Thema ist noch immer aktuell, und Jeremias behandelt es überaus anregend, ja spannend. Er macht den Leser mit zahlreichen neuen Materialien und Argumenten bekannt, etwa mit dem Beitrag der Qumran-Schriften oder mit der Zuweisung einiger Chrysostomus zugeschriebener Psalmenauslegungen an Asterius, die eine erhebliche Früherdatierung ergibt. Besonders sorgfältig werden die Inschriften ausgewertet. Mehrere Register (S. 120–127) helfen die vielen Querverbindungen er-

schließen, die das Buch durchziehen. Eine Fülle von Literatur ist verarbeitet (Verzeichnis S. 117—119).

So zwingend viele Ausführungen sind, lassen sich anderwärts Bedenken gleichwohl nicht unterdrücken. Einige Beispiele aus Kap. I und II seien genannt. Etwa: ist mit der Übernahme der alttestamentlichen Oikos-Formel wirklich so zwingend zu rechnen? Daß es «äußerst fraglich ist, ob zum Hauswesen des Kornelius, des Gefängniswärters in Philippi, der Lydia, des Archisynagogen Krispus, des Stephanas jeweils eine größere Sklavenschar gehört hat» (S. 24), und also nicht diese mit dem «ganzen Hause» gemeint sein könnte, trifft — ungeachtet (Jeremias schreibt: «angesichts») «des Gesamtbildes, das die ältesten Missionsgemeinden in sozialer Hinsicht bieten» — für die ersten 4, wenn nicht für alle 5 Fälle kaum zu.

Nach wie vor schwierig bleibt die Frage, wie weit die Analogie der Proselytentaufe tatsächlich reicht. Ich möchte nur einen Punkt hervorheben. Jeremias hat recht (S. 56): wenn die nach dem Übertritt ihrer Eltern geborenen Proselytenkinder im Judentum nicht getauft worden sind (begrifflich genug, da sie nicht als unrein galten; aber selbstverständlich sind die Knaben beschnitten worden), so handelt es sich dabei um «Taufverzicht», und ein bloßer «Taufaufschub» ist in diesem Fall «völlig ausgeschlossen». Aber: erlaubt das, auch bei 1. Kor. 7, 14 c von «Taufverzicht» zu sprechen, weil «Taufaufschub» nicht in Betracht komme, da ein solcher erstmals für das Jahr 329/30 nachzuweisen sei? Man kann doch diesen späteren Begriff des Taufaufschubs, der bereits die Sitte der Kindertaufe voraussetzt, nicht ohne weiteres in 1. Kor. 7, 14 c eintragen. Ein eigentlicher Taufverzicht, bei dem die betreffenden Kinder gleichwohl als volle Christen gegolten hätten, scheint mir auf diese Weise für die paulinische Zeit *nicht* bewiesen werden zu können, so sicher in 1. Kor. 7, 14 c an nicht getaufte Kinder gedacht sein muß. Doch läßt diese Stelle ohnehin manche Möglichkeiten der Erklärung offen (vgl. auch Gerhard Delling, Nun aber sind sie heilig, in: Gott und Götter, 1958, S. 84—93). Die Fragwürdigkeit der Argumentation mit der Proselytentaufe in Kap. II wirkt übrigens notwendig auch nach Kap. I hinüber.

Auch die Verwertung von Mark. 10, 13 ff. befriedigt nicht restlos. Je loser das Verhältnis ist, in dem Joh. 3, 5 zu Mark. 10, 15 Par. steht, desto weniger ist es erlaubt, Joh. 3, 5, weil hier die Taufe gemeint ist, sogleich als Zeugnis für die Kindertaufe zu nehmen. Was ferner das κωλύειν betrifft, so darf der Unterschied zwischen «ich verwehre jemandem, daß er» und «etwas verwehrt es mir, daß ich» keinesfalls übersehen werden. Wenn schließlich Luk. 18, 15 von βρέφη die Rede ist, so kann das auch damit zusammenhängen, daß Lukas das προσφέρειν als «Herzutragen» und nicht als «Zuführen» verstanden hat.

Wenn Jeremias im Vorwort selber feststellt, daß «vieles, namentlich in den allerersten Anfängen, noch dunkel bleibt» (S. 7), so hat er hiermit leider recht, so beachtenswert seine Bemühungen auch ohne Zweifel sind, gerade die Frühzeit der Kindertaufe aufzuhellen.

Bern.

Wilhelm Michaelis.

Hermas, *Le Pasteur*. = Sources Chrétiennes, Série grecque, 53. Introduction, texte critique, traduction et notes par Robert Joly. Paris, Les Editions du Cerf, 1958. 407 S. ffrs. 1950.

Seit Jahren hat man eine moderne kritische Textausgabe des Hirten vermißt. Jetzt kommt, neben der Berliner Ausgabe¹, eine zweite, davon unabhängige Edition, von Dr. Joly mit Unterstützung der «Fondation Universitaire de Belgique» besorgt. Diese war schon 1952 mit einer französischen Übersetzung vollendet, mußte aber später als die Berliner Ausgabe erscheinen. Eine Ähnlichkeit mit dieser besteht darin, daß man neben der älteren Einteilung eine neue, fortlaufende Kapiteleinteilung braucht. Diese Neuerung beabsichtigt, das Zitieren zu vereinfachen. Aber es wird wenigstens in der nächsten Zukunft notwendig sein, doppelte Zitatangaben zu geben, wie z. B. Herm. Sim. IX, 19, 3 (Past. 96, 3).

Die Einleitung enthält Ausführungen über Komposition und Daten, Kap. 1—2. Joly schließt sich der gewöhnlichen Theorie von zwei Abfassungsperioden an. Er vermutet, daß Hermas der Bruder des Pius sei und daß die Schilderungen nicht Erlebnisse, sondern Fiktionen seien. Kap. 3—6 der Einleitung behandeln «la Pénitence, la Christologie, l'Eglise, la Morale d'Hermas». Es wird ausdrücklich betont, daß es sich für Hermas nicht um eine zweite Buße, sondern um ein Einzelereignis vor dem anragenden Weltende handelt. Die Frage wird auch gestellt, warum Hermas nie wegen seines Adoptianismus verketzert worden ist. Die Antwort lautet: «c'est le moraliste qui a toujours retenu l'attention, et à bon droit». Die Kirche ist für Hermas eine transzendente Größe, vor allen Dingen geschaffen, aber auch eine eschatologische Größe «im Kommen». Sie hat in ihrer Mitte auch Sünder, um deren willen die Parusie verzögert wird, damit sie sich bekehren können. Kap. 8 behandelt die Quellen und Kap. 9 die Überlieferung.

Der griechische Text hat einen kritischen Apparat, und die Abweichungen von der Berliner Ausgabe sind am Ende des Buches verzeichnet. Die Erklärungen sind leider knapp, aber mit Literaturnachweisen versehen. Das Literaturverzeichnis dagegen ist ausführlich, und ein vorzügliches griechisches Wortregister, das auch Phrasen berücksichtigt, schließt das Buch ab.

Wir haben also hier eine wertvolle Studienausgabe bekommen. Jetzt fragt man sich natürlich: Wer wird nun auch einen ausführlichen modernen Kommentar zum Hirten bieten?

Uppsala.

Olof Andrén.

Théodoret de Cyr, *Thérapeutique des maladies helléniques*. Texte critique, introduction, traduction et notes de Pierre Canivet. = Sources chrétiennes, 57. Paris, Editions du Cerf, 1958. 522 S.

Pierre Canivet, *Histoire d'une entreprise apologétique au Ve siècle*. (Bibliothèque de l'Histoire de l'Eglise.) Paris, Bloud & Gay, 1958. XXIV + 384 S., Tafeln.

Man ist dankbar, daß nun auch die wichtige Schrift Theodorets von

¹ Der Hirt des Hermas, hrsg. von Molly Whittaker. = Die griech. christ. Schriftst. der erst. Jahrh., 48 (1956).

Kyrus «Die Heilung der hellenischen Krankheiten» in den Sources chrétiennes vorliegt. P. Canivet hat die Bearbeitung des Textes und die französische Übersetzung besorgt. Canivet ist in besonderer Weise darauf vorbereitet gewesen. Er hat sich gerade mit diesem Werk Theodorets eingehend beschäftigt und großangelegte Studien über dessen Entstehung, dessen apologetische Methode und dessen Quellen angestellt.

Die Ergebnisse, zu denen Canivet dabei gekommen ist, sind in einem Band niedergelegt, der gleichzeitig mit der Textausgabe erschienen ist. Er zeigt da zunächst, daß Theodoret seine Apologie zur Zeit der Christenverfolgungen in Persien verfaßt hat (419—423). Es handelt sich also um ein Frühwerk. Dann wird untersucht, inwiefern Theodoret sich von früheren Apologeten unterscheidet. Man kann sich ja fragen, warum eine Apologie nach dem Sieg der christlichen Kirche überhaupt noch nötig war. Canivet schildert die Umgebung, in der Theodoret sich befand; es ging für ihn darum, die intellektuellen Kreise zu gewinnen, die sich dem christlichen Glauben noch immer unzugänglich zeigten. Der Verfasser zählt die Themen einzeln auf, die in dieser Auseinandersetzung eine Rolle spielten; besonders viel scheint Theodoret an der Rechtfertigung des mönchischen Lebens gelegen zu haben. Canivet weist auch nach, daß Theodoret nicht, wie man oft annahm, einen besonderen Traktat gegen die Juden geschrieben hat, sondern daß dieser Traktat in Wirklichkeit in den Abschnitten der Apologie zu suchen ist, in denen Theodoret sich gegen die Juden wendet. Der breiteste Teil der Untersuchung ist dann aber der Frage gewidmet, welche Quellen Theodoret benützt, auf welche Weise er sie zitiert und welche Kenntnis der profanen Literatur er besessen hat. In diesem Zusammenhang liest man mit besonderem Interesse die Angaben über ein Florilegium aus den Werken Platos, aus dem Theodoret sein Wissen über Plato geschöpft haben soll. Die Untersuchung ist reich an Einzelergebnissen, die hier nicht ausgebreitet werden können. Der Hinweis muß genügen, daß die Arbeit Canivets ein gründliches Eindringen in die Probleme ermöglicht, die die Apologie aufwirft, und die Gestalt Theodorets in manchen Zügen konkreter werden läßt.

Herblingen, Kt. Schaffhausen.

Lukas Vischer.

Karl Barth, *Fides quaerens intellectum. Anselms Beweis der Existenz Gottes im Zusammenhang seines theologischen Programms.* 2. Aufl. Zollikon, Evangelischer Verlag, 1958. 163 S.

Ist es vielleicht symptomatisch, daß heute, wo sich Barths Lebenswerk langsam abrundet, sein umstrittenes Anselm-Buch eine 2. Auflage erlebt? Wir wissen 1959 weit besser als 1931, welche Bedeutung gerade diese einzige größere Monographie aus dem Gebiet der Dogmengeschichte im Gesamtzusammenhang der Barthschen Denkbewegung einnimmt. Hier ringt Barth nicht nur mit sich selbst und mit Anselm, sondern mit der großen Alternativfrage aller abendländischen Theologie: mit dem Verhältnis von fides und ratio, credere und probare, Gottes-Beweisung (gen. subj.) und Gottes-Beweis (gen. obj.).

Hat man von seiten der Spätscholastik Anselm vorgeworfen, er leite seine theologischen Sätze aus der Vernunft ab, so sah und sieht sich Barth

ähnlichen Einwänden ausgesetzt. Seine Verteidigung der Anselmschen Position darf daher als ein Kampf um die eigenen Fundamente angesehen werden.

Es zeugt von keiner echten Bemühung um die Sache, wenn man Barths Anselm-Interpretation zu einer plumpen Eisegese stempelt oder sie als eine bedenkliche Verirrung brandmarkt. Denn Barths theologische Bemühung kreist ja seit Safenwil um die eine Frage, die auch in der vorliegenden Schrift zur Diskussion steht: Wie können wir rechtschaffen von Gott reden?

Barths kopernikanisch-prophetische Entdeckung war das Totaliter aliter des ersten und zweiten Römerbriefes, das sich später als ein gestaltungsmächtiges Motiv seiner theologischen Arbeit erwies, deren Früchte sich in der «Kirchlichen Dogmatik» zu einer solch gewaltigen denkerischen Architektur entfaltet, daß seine Kritiker ihn darüber zum Offenbarungspositivisten und Platoniker erklärten. Aber ebensowenig, wie man bei Barth unter Berufung auf seine bisweilen allzu glatte theologische Systematik von einem Beweis der Offenbarung sprechen kann, wird man dies bei Anselm tun dürfen. Denn beide Denker haben ihre letzten Voraussetzungen nicht in der Philosophie — ein Vorwurf, den unkritisch-vorschnelle Entdeckerfreude Anselm genau so entgegenhielt wie Barth —, sondern im Hören auf das im Raum der Kirche gepredigte und geglaubte Wort Gottes.

Daß Anselm beweisen wollte, läßt sich nicht bezweifeln. Aber sein Beweis war nie und nimmer ein ontologischer, weil für ihn die Existenz Gottes nicht einen möglichen Endpunkt philosophischer Induktion, sondern den absoluten Ausgangspunkt alles Redens von Gott bildete. Die Erkenntnis dieses Sachverhaltes darf als das bleibende Verdienst der Beschäftigung Barths mit Anselm gewertet werden. Und Barth scheint mir auch darin recht zu haben, daß es sich bei Anselm nicht um den Versuch handelt, die Wirklichkeit Gottes per viam rationis demonstrare ad oculos insipientis, sondern daß sich Anselms Beweis in der Form einer Glaubensaussage vollzieht, die den zweifelnden Gesprächspartner unter die (geglaubte und darum ständig vorausgesetzte) Faktizität der Existenz Gottes stellt, um von dieser Basis aus das Gespräch mit ihm zu führen, in dem es dann allerdings nicht um einen philosophischen Beweis des Daseins Gottes geht, sondern vielmehr um die Hin-Weisung zu dem, quo maius cogitari nequit.

Wir werden gut daran tun, uns diesen Neudruck zum Anlaß einer neuen Auseinandersetzung mit der in ihm aufgeworfenen Problematik werden zu lassen, einer Problematik, die in unserer gegenwärtigen hermeneutischen Uferlosigkeit unser Denken nicht weniger fordert als unseren Glauben.

Stuttgart.

Gotthold Müller.

Wilhelm Niesel, *Die Theologie Calvins*. 2. Aufl. München, Chr. Kaiser Verlag, 1957. 255 S. Fr. 16.30.

Wilhelm Niesels Werk bezeichnete in seiner 1938 erschienenen 1. Auflage einen Wendepunkt des Calvin-Verständnisses. Während man vorher das Eigentliche Calvinischen Denkens entweder in der einen oder andern sog.

«Zentrallehre» (Prädestination, Heiligung, Gloria Dei usw.) oder in der formalen Durchgestaltung des ganzen Komplexes biblisch-kirchlicher Lehraussagen zu finden meinte, machte Niesel mit neuem Ernst den Umstand geltend, daß es Calvin weder um ein materiales noch um ein formales Prinzip als solches zu tun ist, sondern allein um den methodisch vollzogenen ehrfürchtigen Hinweis auf das eine lebendige Wort Gottes selber: «In der Bibel haben wir es mit Gott selber zu tun. Er redet heute durch das Wort seiner Zeugen zu uns und offenbart sich uns. Durch all die Wörter der Bibel erklingt Gottes Wort selbst. Das Wort der Wörter, Jesus Christus, tritt auf den Plan... Im Hinblick auf diese Auffassung des Schriftprinzips hat es wenig Sinn, es das Formalprinzip der Theologie Calvins zu nennen. Christus selbst, der menschengewordene Gottessohn, das ist keine Form. Aber der Ausdruck Materialprinzip würde die Sache ebenfalls nicht treffen. Nicht irgendeinem Inhalt weiß Calvin seine Theologie untergeordnet. Christus, das lebendige Wort Gottes an uns, ist kein Element einer Lehre, von dem dann alle andern Elemente abzuleiten wären. Christus Jesus ist der Inhalt aller Inhalte. Er ist der Herr, auf den Calvin mit brennendem Verlangen wartet...» (S. 30). Es ist kein Zweifel, daß der Neuanatz in der modernen Theologie Niesel die Augen geöffnet hat für diese innerste Bezogenheit Calvinischen Denkens. Aber ebenso wenig scheint uns ein Zweifel möglich, daß unser eigenes theologisches Neubeginnen uns dem wirklichen Calvin nähergebracht hat.

In der Neuauflage, die uns vorliegt, hat das Buch nach zwei Seiten gewonnen. Zunächst nach seiner stofflichen Vollständigkeit. Während sich die erste Auflage mit einer Auswahl der entscheidenden dogmatischen Probleme begnügte, ist die zweite in dem Sinn vollständig, als kaum ein wesentlicher Gesichtspunkt Calvinischer Theologie unberücksichtigt geblieben ist. Sodann hat das Buch an innerer Freiheit Calvin selber gegenüber gewonnen. Gewisse Grenzen und Befangenheiten Calvins, die in der ersten Auflage übersehen oder doch verharmlost wurden, sind nun als solche kenntlich gemacht. In dieser Hinsicht dürfte der Verfasser bei aller Autorität, die Calvin als einem der großen Lehrer der Kirche Jesu Christi zukommt, ruhig noch ein Stück weitergehen. Die Prädestinationslehre Calvins ist doch gerade in ihren Kurzschlüssen zu folgenreich gewesen, als daß sich die Kritik auf ein, zwei Sätze beschränken dürfte (S. 172). So ist die inhaltliche Dürftigkeit und relative Bibelferne der Calvinischen Eschatologie zu wenig als solche sichtbar gemacht (S. 150 f.). So müßte endlich auch in der Beurteilung der Calvinischen Sakramentslehre unseres Erachtens deutlicher auf deren Schranken hingewiesen werden. Es geht doch ja gerade auch Niesel um eine Darstellung der Theologie Calvins, die sich in lebendig-verbindlichem Gespräch vollzieht und also die Freiheit der Kritik nicht aus-, sondern einschließt.

Aber diese Schwächen auch der Neuauflage sind die Kehrseite ihrer Stärke: der Entschlossenheit, Calvin da aufzusuchen und zu vernehmen, wo man ihn letztlich allein treffen kann: in der — den Schüler dem Lehrer maßgeblich verbindenden! — Verantwortung dem biblisch bezeugten Wort Gottes, Jesus Christus selber gegenüber. In diesem Zeichen wird die Neu-

aufgabe unter einer neuen Generation ebenso dankbare Leser finden, wie die erste Auflage sie unter der Generation des Kirchenkampfes gefunden hat.

Benken, Kt. Baselland.

Eduard Buess.

Wolf-Dieter Marsch, *Christlicher Glaube und demokratisches Ethos, dargestellt am Lebenswerk Abraham Lincolns.* Ein Beitrag zur Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika. = Studien zur evangelischen Sozialtheologie und Sozialethik, 2. Hamburg, Furche-Verlag, 1958. 246 S. DM 16.80.

Alexis de Tocqueville schreibt von den Amerikanern: «Sie verbinden die Idee des Christentums so eng mit der Idee der Freiheit, daß man ihnen unmöglich begreiflich machen kann, die eine ohne die andere zu denken.» Diese unreflektierte Verbindung von christlichem Glauben und Glauben an Freiheit und Demokratie wird besonders von Deutschen, denen sie meist völlig unvertraut ist, immer wieder mit Verwunderung festgestellt. Es ist das Anliegen des vorliegenden Buches, der Legitimität dieser Verbindung anhand des amerikanischen Leitbildes historisch und systematisch nachzugehen und sie auch für die deutsche Zukunft fruchtbar zu machen.

Im Mittelpunkt der Untersuchung steht Abraham Lincoln, der wie keine andere Gestalt die Verkörperung der spezifisch amerikanischen Synthese von christlichem und demokratischem Ethos darstellt. So ist ja Lincoln für das amerikanische Bewußtsein geradezu zur Symbolgestalt seiner Ideale geworden.

Wolf-Dieter Marsch, ein junger deutscher Theologe, der in den USA studierte, erweist sich als ein guter Kenner der fast unübersichtlich großen amerikanischen Lincoln-Literatur. Den ersten Teil seines Buches bildet ein sehr instruktiver Abriß der amerikanischen Geistesgeschichte. Marsch zeigt die geistigen Wurzeln der amerikanischen Demokratie, einerseits im Puritanismus mit der zentralen Bedeutung des covenant-Gedankens, andererseits im Independentismus mit seiner hohen religiösen Wertung der individuellen Freiheit und der Menschenrechte. Der Hauptteil des Buches ist dann der sorgfältigen Untersuchung des Denkens und politischen Handelns von Lincoln gewidmet.

Lincoln war kein Kirchenchrist. Aber es wird deutlich, wie stark er nicht nur von den protestantischen Traditionen Amerikas, sondern auch von einer ganz persönlichen Überzeugung biblisch-christlicher Prägung bestimmt war. Darin findet sich einmal das Erbe der alten Independenten: der Glaube an den göttlichen Ruf zur Freiheit für alle bildet die ethische Begründung der Sklavenbefreiung. Lincoln sieht die ganze Geschichte erfüllt vom Kampf des freiheitlichen gegen das tyrannische Prinzip. Er sieht seine und Amerikas Aufgabe in der entschlossenen Realisierung der Menschenrechte. — Als Erbe des alten Puritanismus kommt dazu der Glaube an das alle verpflichtende Recht, über das die staatliche Ordnung (d. h. konkret die Union auch gegenüber den Einzelstaaten) zu wachen hat. Recht und Bund sind wohl für Lincoln nicht mehr theokratisch, sondern in der Gültigkeit der ethischen Prinzipien begründet, aus denen die USA entstanden sind. Um diese Prinzipien im öffentlichen Leben zu verwirklichen, bedarf es aber immer wieder der Besinnung, der «Umkehr». So tragen viele

politische Äußerungen Lincolns den Charakter eigentlicher Bußpredigten. Für ihn ist es klar (und das ist wieder puritanisches Erbe), daß Gott nicht nur an der einzelnen Seele handelt, sondern daß er sein Reich aufrichten will durch sein Bundesvolk. So ist es die besondere Mission Amerikas, daß es als «Nation unter Gott» seinen Weg zu gehen hat. — Schließlich soll sich (darin sieht Marsch eine weitere Konstante im Denken Lincolns) im politischen Leben nicht starre Gesetzmäßigkeit, sondern versöhnende Liebe auswirken. Das zeigte sich vor allem in Lincolns Haltung beim Ende des Bürgerkriegs, die sich leider infolge seiner Ermordung nicht mehr so auswirken konnte, wie es nötig gewesen wäre.

In einem Schlußabschnitt sucht Marsch aus seinen Untersuchungen Konsequenzen für heute zu ziehen. Dieser Teil hätte durch gedankliche und stilistische Straffung wohl an Klarheit gewonnen. Für das Verständnis Lincolns und des amerikanischen Geistes überhaupt aber bietet das Buch reichen Gewinn.

Pratteln, Kt. Baselland.

Andreas Lindt.

Gottesdienst — Menschendienst. Eduard Thurneysen zum 70. Geburtstag am 10. Juli 1958. Zollikon-Zürich, Evangelischer Verlag AG, 1958. 350 pp. Fr. 30.55.

Professeur de théologie pratique à l'Université et pasteur de la cathédrale, Eduard Thurneysen s'est acquis durant ses trente ans d'enseignement et de ministère à Bâle une très large audience. Si les théologiens lui savent gré de la part qu'il a prise au renouveau biblique, si les spécialistes de la médecine psychosomatique et les psychiatres apprécient sa connaissance de l'homme (une connaissance puisée aux sources mêmes de la révélation, précisons-le), de nombreux fidèles lui vouent une légitime gratitude parce qu'il a été pour eux, dans sa prédication comme dans sa cure d'âmes, un messenger de la grâce de Dieu manifestée en Jésus-Christ. Cette diversité de milieux qui constitue le vaste cercle des amis d'Eduard Thurneysen a trouvé une heureuse expression dans le recueil de travaux qui lui a été offert l'année dernière à l'occasion de son 70^e anniversaire.

« Gottesdienst—Menschendienst » s'ouvre par la correspondance que Karl Barth, alors professeur de théologie réformée à l'Université de Göttingen, et Eduard Thurneysen, alors pasteur à Bruggen (Saint-Gall), ont échangée de 1921 à 1925. Rassemblées sous le titre « Lebendige Vergangenheit » (p. 7 à 173 : elles forment donc la moitié de l'ouvrage en question), introduites par une notice de Barth empreinte à la fois d'un humour savoureux et d'une affection profonde pour le jubilaire, les lettres qu'il nous est donné ainsi de dépouiller sont du plus haut intérêt. Constituant en quelque sorte le complément de l'article que Thurneysen a consacré aux premières recherches du pasteur de Safenwil (« Die Anfänge » : Karl Barths Theologie der Frühzeit, in: « Antwort », Festschrift zum 70. Geburtstag von Karl Barth, Zollikon-Zürich, 1956), elles permettent au lecteur de se représenter l'ambiance dans laquelle est née ce qu'on est convenu d'appeler, faute de mieux, la « théologie dialectique ». Sur la toile de fond d'une Allemagne ébranlée par la défaite de 1918, ruinée par l'inflation et blessée dans son nationalisme

par l'occupation étrangère, se dessinent ainsi, burinées en traits incisifs, les figures des grands théologiens de l'époque. Althaus, Peter Brunner, Bultmann, Goeters, Gogarten, Harnack, Hirsch, Holl, Kolffhaus, Lang, Lietzmann, Merz, Peterson, Karl-Ludwig Schmidt, Seeberg, Schrenk, Stange, Tillich défilent entre autres devant nos yeux. Du décor d'une Suisse épargnée par la guerre et néanmoins inquiétée par la menace du chômage se détachent les silhouettes de Peter Barth, d'Emil Brunner, de Dieterle, de Grob, de Kutter, de Ragaz et de Wernle, pour ne citer que les noms les plus connus.

Mais il y a plus encore dans cette suite de 93 lettres (dont 47 de Barth et 46 de Thurneysen). Le lecteur y trouvera en effet comme un écho du combat qui fut mené, dès la publication du Commentaire sur l'Épître aux Romains, avec une ardeur admirable et avec la conscience prophétique d'écrire une nouvelle page de l'histoire. La fondation de la revue « *Zwischen den Zeiten* », l'apprentissage par Barth de son métier de professeur, l'élaboration de ses cours jour après jour dans une espèce de fièvre créatrice qui consume souvent une bonne partie de ses nuits, ses tournées de conférences à travers l'Allemagne, ses difficultés avec ses collègues de la Faculté de théologie de Göttingen, l'éventualité de son retour en Suisse comme successeur de Kutter à Zürich, sa nomination à l'Université de Münster (1925) nous apparaissent dans le mouvement même de la vie. L'effort de fidélité biblique accompli par Thurneysen dans sa prédication, ses échanges de vues avec Kutter, l'éventualité de son appel à Göttingen pour reprendre la chaire de Barth, les soucis et les joies de son ministère pastoral nous deviennent présents dans leur déroulement. En bref : pour qui connaît les règles du genre épistolaire, pour qui ne s'offusque par conséquent ni de sa familiarité ni de sa spontanéité, l'échange de correspondance entre Barth et Thurneysen apparaît non seulement comme un dialogue théologique des plus féconds, mais encore comme la concrétisation d'une indéfectible amitié.

Deux médecins s'expriment ensuite dans « *Gottesdienst – Menschen dienst* ». Tenant de l'école psychosomatique, Richard Siebeck montre dans un article intitulé « *Die Einheit des Menschen in ihrer Bedeutung für die medizinische Wissenschaft* » (p. 175-189) la complexité de l'étiologie pathologique : les maladies ne provenant pas d'une, mais de nombreuses causes qui influent sur le corps, sur l'âme et sur l'esprit humains, il importe pour la médecine de ne jamais perdre de vue l'unité de la personne. Dans une étude riche en aperçus, « *Schuld als Problem der Psychiatrie und der Seelsorge* » (p. 191-208), John E. Staehelin, professeur de psychiatrie à l'Université de Bâle, relève le rôle aussi important que délicat du pasteur appelé à s'occuper de malades mentaux, et la nécessité d'orienter vers le Dieu de la grâce les névrosés et les déprimés qui abondent en notre temps.

Après les apports de la science médicale, les contributions de cinq théologiens ont trouvé place dans les mélanges offerts à Eduard Thurneysen. Walter Lüthi présente sous le titre modeste de « *Ein Kapitel* » (p. 209-219) une étude biblique sur Josué 1/1-18 donnée à Berlin en 1957 et remarquable autant par sa vigueur que par sa fidélité. Dans son article « *Die Verkündigung des Evangeliums in der marxistischen Welt* » (p. 221-249), Johannes Hamel, professeur de théologie pratique au Séminaire de Naumburg, fournit

la preuve non seulement que l'Eglise subsiste dans l'Allemagne de l'Est, mais encore que, comptant sur Dieu seul, elle découvre la puissance de sa Parole. Réunissant sa connaissance de l'Ancien Testament et son expérience du ministère dans un travail intitulé « Alttestamentliche Vorbilder unseres Pfarramts » (p. 251-275), Wilhelm Vischer évoque de manière suggestive les ancêtres du pasteur que furent les bergers, les prêtres, les sages et les prophètes. Dans son étude « Evangelische Frömmigkeit » (p. 277-304), Gottlob Spörri s'attache à définir la piété évangélique, affranchie de tout légalisme, fondée sur la seule grâce, et à en découvrir les manifestations diverses, à la fois individuelles et collectives. Enfin, sur le thème « Das Evangelium und die Zivilisationen » (p. 305-320), Roland de Pury se livre à des considérations importantes pour la poursuite de l'œuvre missionnaire parce qu'elles permettent aux peuples coloniaux de dissocier la foi chrétienne de la civilisation occidentale, puissance de colonisation.

L'étude de Ruth Speiser, « Die Gestalt des Zeugen im Neuen Testament » (p. 321-332), qui constitue le dernier morceau du recueil dédié à Eduard Thurneysen, mérite une mention spéciale. Elle révèle en effet ce que la théologie peut gagner à n'être pas réservée à un cercle étroit de spécialistes. Eclairée par la connaissance que l'auteur a des problèmes juridiques, — Ruth Speiser est substitut au greffe du tribunal civil de Bâle —, la notion biblique de témoin retrouve ici sa pleine signification.

Au terme de cette rapide enquête, il apparaît que « Gottesdienst – Menschendienst » est mieux que l'assemblage d'un certain nombre d'écrits d'occasion. C'est, avec la bibliographie du jubilaire qu'a établie Marguerite Thurneysen (p. 333-350), un ouvrage auquel on recourra encore demain.

Bâle.

Richard Stauffer.

E. Coreth, O. Muck und P. J. Schasching, Aufgaben der Philosophie. = Philosophie und Grenzwissenschaften, hrsg. vom Philosophischen Institut an der Theologischen Fakultät Innsbruck, 9, 2. Innsbruck, Felizian Rauch, 1958. 210 S. Fr. 11.45.

Drei thomistische Philosophen aus dem Jesuitenorden versuchen, in drei Beiträgen von ihrem Ort her die aus der neuern philosophischen Arbeit für die scholastische Tradition erwachsenden Fragen zu erörtern.

Emerich Coreth nennt seinen Entwurf «Metaphysik als Aufgabe». Dabei stellt er im vorhinein die Metaphysik als die Grundwissenschaft schlechthin vor. Die Frage, ob die Philosophie vielleicht keine Wissenschaft, sondern als der vorzügliche Ort des Denkens Grund der Wissenschaften sei, kommt jedoch in solcher Feststellung nicht in den Gesichtskreis. Derwege ist ein echtes Gespräch mit der vermutlich vordringenden Aufgabe des gegenwärtigen Denkens, nämlich mit der Frage der Überwindung der Metaphysik, von Anfang an verunmöglicht. — Der «philosophiegeschichtliche Rückblick» möchte zwar mehr geben als eine bloße Darstellung des Festgestellten. Doch bleibt er durch ein Werten nach Standpunkten im Bereich des Philosophiehistorischen, welches gerade durch die Richtigkeit seines Wissenschaftlichen den Zugang zur geschichtlichen Wahrheit der Sache verdeckt. Der «methodisch-systematische Entwurf» im zweiten Teile kann

sich somit einzig noch darein halten, in das schon Bestehende Bruchstücke von neuem nach Maßgabe des Systemes aufzunehmen. Solcherweise muß allerdings das Neue, unversehens seiner Neuheit entkleidet, zum bloßen Anreger des Herkömmlichen werden. Ob es aber möglich sei, in derartigem Vorgehen über die führenden Denker des Zeitalters hinauszugelangen, ist offene Frage.

Otto Mucks Beitrag heißt «Methodologie und Metaphysik». Auch diese Studie leidet am Fehlen der grundsätzlichen Erörterung des Ortes von Philosophie und Wissenschaft. Darum vermag sie dem eigenen Vorhaben, «ein Problem aufzuzeigen, nicht aber die Lösung vorzulegen», wenig zu entsprechen. Denn die Offenheit des Fragens muß immer, solange sich die Philosophie als Wissenschaft vorstellt, verengert werden zur Forschung im Sinne der Verfälscherung. Die «Einheit der Wissenschaften» ist derwege im vorhinein vertan.

Johann Schasching schreibt über «Soziologie und Philosophie». Sowohl der «ideengeschichtliche Durchblick» wie die «Ansätze einer Begegnung» und die «Erkenntnisse und Ergebnisse» halten sich im selben Rahmen wie die beiden andern Beiträge. Aber strenger noch als dort fragt sich hier, worauf es denn bei Untersuchungen wie den vorliegenden ankommt: auf die Sache oder auf das, was man schon über die Sache geschrieben hat.

Bern und Basel.

Walter Frei.

Rudolf Bohren, Außer — in — nach der Ehe. Lebensformen christlicher Gemeinde, 1. Kor. 6, 21 bis 7, 40. Zürich, Zwingli-Verlag, 1958. 56 S. Fr. 4.70.

Rudolf Bohren legt hier in fünf Predigten die paulinische Eheparänese 1. Kor. 6, 12 bis 7, 30 aus. Wie in seinen früheren Predigtbänden, so überrascht er auch hier durch die bündige Art, in der er den modernen Menschen unter das Evangelium und Gesetz der biblischen Botschaft stellt. Für Bohren erübrigen sich lange Interpretationsbemühungen. Der Text interpretiert sich unmittelbar selber in unsere aktuelle Not und Hoffnung hinein. Dem historisch geschulten, hermeneutisch reflektierenden Exegeten wird es bei dieser Direktheit da und dort bange werden (so gleich in der Auslegung von 1. Kor. 6, 12 ff., wo ihm wohl geboten schiene, den paulinischen Begriff des Leibes in seinem personalen Charakter gegenüber dem spezifisch modernen Leibverständnis näher abzugrenzen). Aber was nach der einen Seite Bohrens Schwäche ist, ist nach der andern seine Stärke. Es ist die Stärke des Vertrauens zu der Unmittelbarkeit, die dem Bibelwort von seinem göttlich-menschlichen Geheimnis her innewohnt und durch alle historisch-hermeneutische Vermitteltheit nicht aufgehoben, sondern nur eben näher bestimmt werden kann.

Dieses Vertrauen wird wie alles echte Vertrauen belohnt. Sein Lohn ist im vorliegenden Fall die Entdeckung, daß das Wort Gottes den Menschen gerade auch in seiner Geschlechtlichkeit ruft und fordert, und umgekehrt das menschliche Leben gerade auch von daher nach dem Worte Gottes ruft und verlangt. Es gehört wirklich beides «zu Hauf»: Christus und das intimste seelisch-leibliche Leben und Erleben des Menschen. Ordnung und Unordnung des leiblichen Lebens, eheliche Gemeinschaft, Scheidung, Misch-

ehe, Kindersegen, Ledigsein, Witwenstand: all diese Menschlichkeiten erhalten im Evangelium den «Rahmen» (S. 16), in dem ihre Wahrheit erst zum Leuchten kommt. Erhellend ist insbesondere, was Bohren in Auslegung von 1. Kor. 7, 39 f. zum Witwenstand sagt.

So direkt und bündig Bohren das Werk der Predigtexegese versteht und übt, so direkt und bündig ist seine Sprache als solche. Auch sie verzichtet auf alle nur irgend entbehrliche Überleitung, Vermittlung, Hilfestellung. Moderne Sachlichkeit und Unverblümtheit wird hier zum Medium, durch das sich die andere, die überlegene und verborgene Sachlichkeit der Bibel ausspricht. Dabei mag mancher hinsichtlich einzelner Kühnheiten und Härten bedenklich werden (die Selbstverständlichkeit etwa, in der Bohren auf S. 39 f. höchste biblische Aussagen aus den Song des Fastnächters erhebt, wird ihm nicht jeder nachmachen). Daß aber im Zeichen einer allerhöchsten Zucht und Gebundenheit solche Freiheiten erlaubt, ja geboten sein können, das scheint mir außer Zweifel.

Die Schrift ist Eduard Thurneysen gewidmet. Damit ist die Tradition und Kontinuität zum Ausdruck gebracht, in der sie steht und stehen will. Die Neuartigkeit und Originalität, das spezifisch Moderne ihrer Sprache und Haltung kann wohl nur im Blick auf diesen tragenden Hintergrund recht gewürdigt werden.

Benken, Kt. Baselland.

Eduard Buess.

Notizen und Glossen.

Zeitschriftenschau.

Schweiz. *Evangelisches Missions-Magazin* 103, 2 (1959): W. Bieder, Christoph Blumhardt und die Mission (S. 54—66); H. Debrunner, Ein Rousseau-Schüler in Afrika. P. Erdmann Isert in Guinea 1783—1789 (72—84). *Internationale kirchliche Zeitschrift* 49, 2 (1959): E. Hammerschmidt, Die philosophische Begründung der Gotteserkenntnis bei Tertullian (69—102); H. Frei, Das Wesen der Kirche in altkatholischer Sicht (103—124). *Judaica* 15, 2 (1959): C. Muller-Duvernoy, L'apôtre Paul et le problème juif (65—91). *Kirchenblatt für die reformierte Schweiz* 115, 11 (1959): P. Bourguet, Die erste reformierte Synode in Frankreich (162—164); P. Eggenberger, Ökumenische Verantwortung in der Ortsgemeinde (164—167). *Neue Zeitschrift für Missionswissenschaft* 15, 2 (1959): H. Cieslik, Sel Sebastian Kimura (1565—1622), der erste japanische Priester (81—98); Bl. Favre, Problèmes de l'éducation chrétienne en Afrique Centrale (99—119); H. Huber, Die Libation als traditionelle Kultform in Ghana. Ein Beitrag zum Thema Akkommodation (120—134). *Reformatio* 8, 5/6. Calvin-Sonderheft (1959): P. Vogelsanger, Johannes Calvin. Persönlichkeit, Gedanke, Werk (261—283); P. Barth, Calvins Leben (284—292); F. Blanke, Calvins Fehler (296—306); H. M. Stückelberger, Calvin und Servet (307—316); K. Barth, Calvin als Theologe (317